

Das Pfennig-Magazin

der

Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

79.] [2. Jahrg. 27.]

[November 1, 1834.]

An die Leser.

Der Uebergang des Pfennig-Magazins an eine andere Verlags-handlung bietet der Redaction eine Veranlassung dar, über die Idee und die Bestimmung dieser Zeitschrift einige Worte zu sagen und anzudeuten, was künftig zur Ausführung des ursprünglichen Zweckes der Unternehmung erstrebt werden soll. Das Vorbild gab bekanntlich der verdienstvolle britische Verein zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, welcher bald nach seiner Gründung (1824) für den Zweck, unter der mittlern Volksclasse in England diejenigen Kenntnisse zu verbreiten, die in ihrer Anwendung auf das praktische Leben wichtig sind, nicht nur durch Vorlesungen, Anlegung von Bibliotheken, Stiftung von Lesegesellschaften, sondern auch durch Elementarbücher wirkte, woran es in England mehr als in Deutschland fehlte. In den weiten Kreis dieser Wirksamkeit, die den Zweck verfolgte, Personen ohne wissenschaftliche Vorkenntnisse faßlich zu belehren, trat endlich auch das Pfennig-Magazin, das so viele mehr oder minder glückliche Nachahmungen fand, und die außerordentliche Verbreitung, welche diese Unternehmungen überall gewannen, zeugte offenbar von einem, unter den Zeitgenossen erwachten Bedürfnisse. Wenn auch dieses Bedürfnis in seinen Gründen überall dasselbe sein mag, so werden doch solche Zeitschriften ihren Zweck nur dann vollkommen erreichen und eine wohlthätige Wirksamkeit entwickeln, wenn sie sorgfältig die Bildungsstufe, die Geistesrichtung und die gesellschaftlichen Verhältnisse des Volkes und der Volksklassen im Auge behalten, für welche sie zunächst bestimmt sind. Die Redaction des Pfennig-Magazins wird ihr eifrigstes Bestreben dahin richten, dieser Zeitschrift immer mehr einen nationalen Charakter in jenem Sinne zu geben und sie für alle Völker deutscher Zunge zu einem Hülfsmittel faßlicher Belehrung und ansprechender Unterhaltung zu machen. Es öffnet sich dafür eine so reiche Fundgrube, daß ein kaum zu erschöpfender Stoff vorliegt, auch wenn künftig, wie seither geschehen ist, strenge der Grundsatz festgehalten wird, das Gebiet der Politik und der religiösen Ansichten nicht zu betreten. Diesen Plan immer vollkommener auszuführen, werden wir uns um so mehr angelegen sein lassen, je weniger wol jetzt noch die früher auch in England ausgesprochene Besorgnis Raum findet, daß durch solche Zeitschriften dem Interesse der Wissenschaft und der Literatur geschadet werde, da vielmehr grade dadurch, daß die Ergebnisse der Forschung, insofern sie allgemein faßlich sind, die weiteste Verbreitung finden, Viele, welchen sie sonst fremd geblieben sein würden, für die nähere Betrachtung derselben und für höhere Geistesbildung überhaupt gewonnen werden.

Die unterzeichnete Verlags-handlung wird, vereint mit der Redaction, dahin streben, dem Pfennig-Magazin die Theilnahme zu erhalten, welche demselben bis jetzt allgemein geworden ist, und ihre bisherigen, besonders auf Verbreitung allgemeiner Bildung in den größern Kreisen berechneten Unternehmungen dürften für die Erfüllung ihrer Versprechungen Gewähr leisten. Auf die äußere Ausstattung durch bildliche Darstellungen, Druck und Papier wird, wie bisher, große Sorgfalt, in einem höhern Grade als früher diese aber auch auf den Text verwandt werden, und so dürfte das Pfennig-Magazin, wie es der Zeit seiner Entstehung nach die erste unter den ähnlichen Unternehmungen Deutschlands war, der innern und äußern Ausstattung nach als die ausgezeichnetste Zeitschrift dieser Tendenz sich behaupten.

Das Gratis-Magazin, welches seit Beginn des zweiten Jahrgangs eine Beilage des Pfennig-Magazins bildete, hat in der gewählten Form nicht den erwarteten Beifall gefunden, sodas die Verlags-handlung hierdurch und durch andere Rücksichten sich veranlaßt findet, dasselbe nicht weiter erscheinen zu lassen, den wesentlichen Inhalt desselben aber in das Pfennig-Magazin aufzunehmen und die dadurch herbeigeführte Erweiterung durch einzelne Beilagen, Extrablätter u. s. w. möglich zu machen.

Da die bisherigen Abonnementstermine vielen Käufern sehr unbequem waren und die Beziehung des Pfennig-Magazins durch die Postanstalten erschwert, so sieht sich die Verlags-handlung veranlaßt, in den nächsten Monaten November und December 13 Nummern, welche ein Quartal bilden, erscheinen zu lassen und so den zweiten Jahrgang schon mit Nr. 91 zu schließen. Das nächste Quartal, Nr. 79—91, kann durch alle Buchhandlungen und Postämter zu dem Preise von 12 Gr. oder 15 Sgr. bezogen werden. Die Buchhandlungen wenden sich mit ihren Bestellungen an die unterzeichnete Verlags-handlung, die Postämter an die königl. sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig.

Schließlich sei es erlaubt auf das Intelligenzblatt zum Pfennig-Magazin aufmerksam zu machen, welches sich, da diese Zeitschrift in den verschiedensten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft gelesen wird, für Ankündigungen aller Art, nicht bloß literarischen Inhalts, vorzüglich eignet. Die Insertionsgebühren betragen 12 Gr. für die Zeile oder deren Raum.

Leipzig, den 1. November 1834.

F. A. Brockhaus.

Die Manna-Esche (Fraxinus Ornus Linn.).

Die morgenländische Esche (*tamarica mannifera*) ist auf dem Berge Sinai noch jetzt keine seltene Erscheinung. Von seiner höchsten Spitze fällt der dunkelbraune syrup-ähnliche Saft tropfenweise herab. Die Eingeborenen und griechischen Mönche fangen ihn in untergesetzten flachen Gefäßen auf und essen ihn, gleich dem Honig, mit Brot. Sie bedienen sich keines künstlichen Erzeugungsmittels zur Gewinnung des Manna, sondern aus den mit bloßen Augen unsichtbaren Stichen einer Art Co-

chenille (*coccus manniparus*) fließt er gewöhnlich nach dem Regen in großer Menge aus. Der Naturforscher Ehrenberg sah ihn selbst auf seiner Reise durch Aegypten herabträufeln.

Fünf und zwanzig bis dreißig Fuß erhebt sich der Baum unserer Abbildung in die Lüfte, der beim ersten Anblicke einer Ulme zu gleichen scheint, allein bei näherer Betrachtung sich besonders durch die Blätter und Blüthen unterscheidet. Die kleinen Blätter sind länglich eiförmig und gestielt, die vierblättrigen wohlriechenden Blüten aber haben linsenförmige weiße Blumenblätter. Ein ähnlicher Baum,



Die Manna-Esche (Fraxinus Ornus Linn.)

der dieselbe Manna liefert, ist die rundblättrige Esche (*Fraxinus rotundifolia*), welche rundliche, doppelt gesägte, gefiederte Blättchen, rothe Blüthen hat und in Italien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten u. s. w. vorkommt.

Ein Haupterwerbszweig für die Bewohner Unteritaliens, besonders aber für die Einwohner von Sicilien, war das Gewinnen dieser Manna, als man sie noch allgemein als Arzneimittel anwendete. Seit man aber die bekannten medicinischen Wirkungen des Manna durch andere Arzneimittel hervorbringt, ist dieser Handelsartikel allmählig eingegangen, und an die Stelle des ehemaligen Wohlstandes der mit dem Gewinn des Manna beschäftigten Leute ist drückende Armuth getreten.

Den 15. August beginnen die Mannasammler ihre Arbeit. Sie machen nämlich zuerst unten an dem Stamm einen Schnitt, am folgenden Tage 2 Zoll höher wieder einen, und so fahren sie fort, bis sie an die Zweige kommen. Bei günstiger Witterung machen sie auch wohl in die größeren Zweige Schnitte, so daß es zuweilen mehre 40 werden, doch gewöhnlich gehen die Schnitte nicht über die Höhe von $7\frac{1}{2}$ Fuß. Bald fließt dann ein klarer Saft heraus, der nach und nach immer dicker, fester und endlich ganz hart wird. Bis zu Ende des Septembers kann es gewonnen werden. Die Regenzeit unterbricht die Arbeit.

Um mit gehöriger Sicherheit diesen Saft aufzufangen zu können, legt man gewöhnlich ein Feigenblatt an den 2 Zoll langen und $\frac{1}{2}$ Zoll tiefen Einschnitt und stellt ein 10—12 Zoll langes und 7—8 Zoll breites Gefäß an den Fuß des Baumes. Der Saft fließt nun auf das, eine Rinne bildende, Blatt und von da in das Gefäß.

Die auf diese Weise gewonnene Manna schätzt man wegen ihrer Reinheit weit höher als die, welche von selbst oder durch den Stich der *Cingicade* (*Cicada Orni*) aus der Rinde sich hervordrängt.

Wenn nun die Manna verschickt werden soll, so wird sie gewöhnlich in Körbe verpackt.

Die vorzüglichsten Bestandtheile der Manna sind Gummi- und Zuckerstoff. Wenn die Manna aus dem Baume herausfließt und also noch wässerig ist, so hat sie einen Geschmack, der dem des unreifen Obstes zu vergleichen und eben der wässerigen Beschaffenheit zuzuschreiben ist; sobald aber die Natur diese entfernt hat und die Manna dick und fest geworden ist, schmeckt sie süß und angenehm.

In voller Thätigkeit sehen wir auf unserer Abbildung einige Leute, die eben beschäftigt sind, die süße Manna aus den Bäumen zu gewinnen, wie sie es von Jahr zu Jahr gewohnt sind. Ihr ganzes Glück beruht auf einer guten Ernte, die ihnen bei anhaltender schlechter Witterung aufs ganze Jahr geraubt ist. Dazu kommt noch, daß sie, auch wenn sie nichts gewinnen, viel verlieren, da sie einen bedeutenden Tribut an den König für das Recht bezahlen müssen, die Gabe des Himmels aus jenen Bäumen gewinnen zu dürfen. Dem Könige soll die Pacht in Sicilien allein jährlich über 30,000 Dukaten eingebracht haben. Man schloß nicht eher die Gärten auf, als bis der Tribut entrichtet war, und erst dann, wenn sich nach einer dreimaligen Aufforderung kein Pächter fand und bis dahin also die Manna nutzlos in den Bäumen eingeschlossen blieb, öffneten sie die Gärten und gaben die Mannaernte frei.

Parry's erste Reise und Winteraufenthalt auf der Insel Melville.

Kaum zwei Jahrhunderte waren seit der Entdeckung Amerikas verflossen, als sich die Europäer, besonders die Engländer, die Aufgabe stellten, eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean um Amerikas nördlichste Grenzen in das stille Meer aufzufinden. Zu diesem Zwecke rüstete die englische Regierung nicht nur mehrere Expeditionen aus, sondern sicherte auch dem ersten Entdecker dieses Weges um Amerika eine Belohnung von 20,000 Pfd. Sterl. zu. Die Annahme einer nordwestlichen Durchfahrt gründete sich, außer mehreren andern gezogenen Schlussfolgerungen, besonders auf die Bemerkung, daß das Klima Grönlands sich seit einigen Jahrhunderten gänzlich geändert habe; — denn Grönland, welches jetzt fast ganz mit Eis bedeckt ist, war früher sehr fruchtbar und angebaut, — daß ferner die ungeheuern Eismassen, welche jetzt das Eindringen in das Nordpolarmeer unmöglich machen, sich erst spät gebildet haben und unter günstigen Naturveränderungen eben so schnell schwinden können, wie sie entstanden sind. Darum ließ sich auch die englische Regierung nicht abschrecken, neue Expeditionen auszusenden, obgleich die früheren keine günstigen Resultate gebracht hatten.

Zu den neuesten Entdeckern in diesen Eisregionen gehören Ross, dessen schon in einer frühern Nummer dieser Zeitschrift gedacht worden ist, und Parry. Welche Resultate Capitain Ross durch seine letzte Polarreise gewonnen hat, ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden, da er noch mit Ausarbeitung seines Tagebuches beschäftigt ist*). Leider ist indeß schon so viel bekannt geworden, daß der Zweck noch nicht erreicht ist und daß es neuer Anstrengungen bedarf, die Hindernisse, welche die Natur entgegenstellt, zu besiegen, oder die Unmöglichkeit einer Umschiffung unzweifelhaft darzuthun. Doch wenn Ersteres auch möglich wäre, so würde doch der merkantilische Gewinn keinesweges dem Gewinne gleich sein, welchen die naturhistorischen und geographischen Wissenschaften schon erfahren haben. Darum ergreifen wir mit Vergnügen die Gelegenheit, unsern Lesern einen Mann ins Gedächtniß zurückzurufen, der sich ausgezeichnet hat nicht nur durch Das, was er zur nähern Kenntniß der Nordpolarkländer gethan, sondern auch, was er während seines Winteraufenthaltes in diesen Gegenden gelitten.

William Edward Parry hatte im J. 1818 als Führer des Schiffes *Alexander* den Capitain Ross auf dessen Nordpolerpedition begleitet, und erhielt 1819 von der englischen Regierung den Auftrag, mit zwei Schiffen, dem *Hekla* und *Griper*, letzteres geführt von Matthew Liddon, eine nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen. Die beiden Schiffe, der *Hekla* von 375 Tonnen Last und der *Griper* von 180 Tonnen, waren zu einer so schwierigen Reise auf das Sorgfältigste ausgerüstet, auf zwei Jahre verproviantirt und die Mannschaft, 94 Mann stark, mit Allem versehen, was zum Nutzen und zur Bequemlichkeit dienen konnte.

Im Mai des J. 1819 gelangte Parry in den westlichen Theil der Baffinsbai, welcher vom Capitain Ross Lancasterfund genannt worden war, und überzeugte sich sehr bald, daß dieser Theil kein Sund, sondern der Eingang in das Polarmeer sei. Er drang durch den Lan-

*) Auf sein bevorstehendes Werk über die Durchfahrts Expedition und deren Ergebnisse sind in England schon Bestellungen auf 3000 Exemplare eingegangen.

castersund, durchschiffte eine große, breite Straße, die er Barrowstraße nannte, überzeugte sich, daß das Land nordwärts (Nord-Georgien) aus einer Aufeinanderfolge von Inseln bestehe, und landete endlich nach einer durch Nebel und Eis unendlich erschwerten Fahrt an einer dieser Inseln, die er Melville-Insel nannte, und überwin-

terte daselbst in der Hella- und Griperbai vom September 1819 bis August 1820. Diese Insel liegt 93° westl. und 75° nördl. und ist die westlichste aller bis jetzt von der Davisstraße aus entdeckten Inseln.

In diesen eissigen Gegenden des höchsten Nordens, abgeschlossen von jeder menschlichen Verbindung und nur



Parry's Schiffe.

auf sich selbst beschränkt, mußte Parry allen Scharfsinn aufbieten, seine Mannschaft nicht nur vor der grimmigen Kälte und deren schädlichem Einflusse zu sichern, sondern auch während der langen und Monate dauernden Winternacht hinreichende Beschäftigung und Unterhaltung zu schaffen, damit er die Matrosen bei guter Gesundheit und gutem Muthe erhielt. Es dürfte daher nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie Parry diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst hat.

Als beide Schiffe in den Winterhafen eingelaufen waren, so wurden zunächst alle Masten herabgenommen und mit Hilfe der untern Raaen (Segelstangen) über das ganze Schiff ein Gerüste erbaut, welches mit den Segeln überzogen wurde. Dieses Obdach gewährte der Mannschaft einigermassen Schutz gegen die rauhe Luft, den Schnee und Wind, und die Schiffe glichen den mit Planen überzogenen Lastwagen. Die Mannschaft hatte außer der wollenen Kleidung Wolfspele erhalten, deren Zweckmäßigkeit sehr bald erkannt wurde. Alles, was auf dem Oberverdeck entbehrt werden konnte, wurde ans Land geschafft und mit Planen überzogen. Dadurch gewann man Raum genug, wo sich die Mannschaft Bewegung machen konnte, wenn die allzu rauhe Bitterung es nicht gestattete, ans Land zu gehen. Mit der größten Sorgfalt wurde die Mannschaft täglich zwei Mal gemustert, während Parry die Schlafstätten untersuchte. Eine der bedeutendsten Schwierigkeiten war, zu verhindern, daß nicht der im innern Schiffsraum aufsteigende Dunst sich als Eis ansetzte und die Decke und Seitenwände überzöge. Auch diesem Uebel wußte der Scharfsinn Parry's durch eine höchst sinnreiche Erfindung vorzubeugen.

Wie aber sollte er seine Mannschaft in dieser Ab-

geschlossenheit beschäftigen und erheitern? — Auf die Jagd konnten sie nur selten gehen, und während der heftigsten Kälte zeigte sich außer einigen Wölfen und Füchsen, die mit den Schiffshunden zuweilen blutige Kämpfe zu bestehen hatten, kein Wild. Die Kälte war überhaupt so heftig, daß der Athem eines Menschen in geringer Entfernung dem Pulverdampfe einer abgefeuerten Muskete glich und über einer kleinen auf dem Eise arbeitenden Truppe lagerte derselbe wie eine dicke weiße Wolke. — Die Gegenstände, welche bei unserer vornehmen und nicht vornehmen Welt Mittel werden, die Zeit hinzubringen und die Langeweile zu vertreiben, mußten auch hier die Zeit ausfüllen, die zu einer nützlichen Thätigkeit nicht angewendet werden konnte. Ein Theater wurde am Bord des Hella eröffnet und regelmäßig erschien eine Zeitung unter dem Titel: „Zeitung und Winterchronik der nordgeorgischen Inseln.“ Wohl selten hat es aufmerksamere Zuschauer und Zuhörer gegeben, als hier, wo die von den Offizieren selbst verfaßten Stücke ganz den Umständen angemessen waren, und wo die Matrosen Theaterbauer, Maschinenmeister, Statisten und Alles waren, wozu sie eben gebraucht werden konnten. Die Zeitung aber, an welcher nur Wenige Theil nahmen, lieferte Stoff genug zur weitem Unterhaltung.

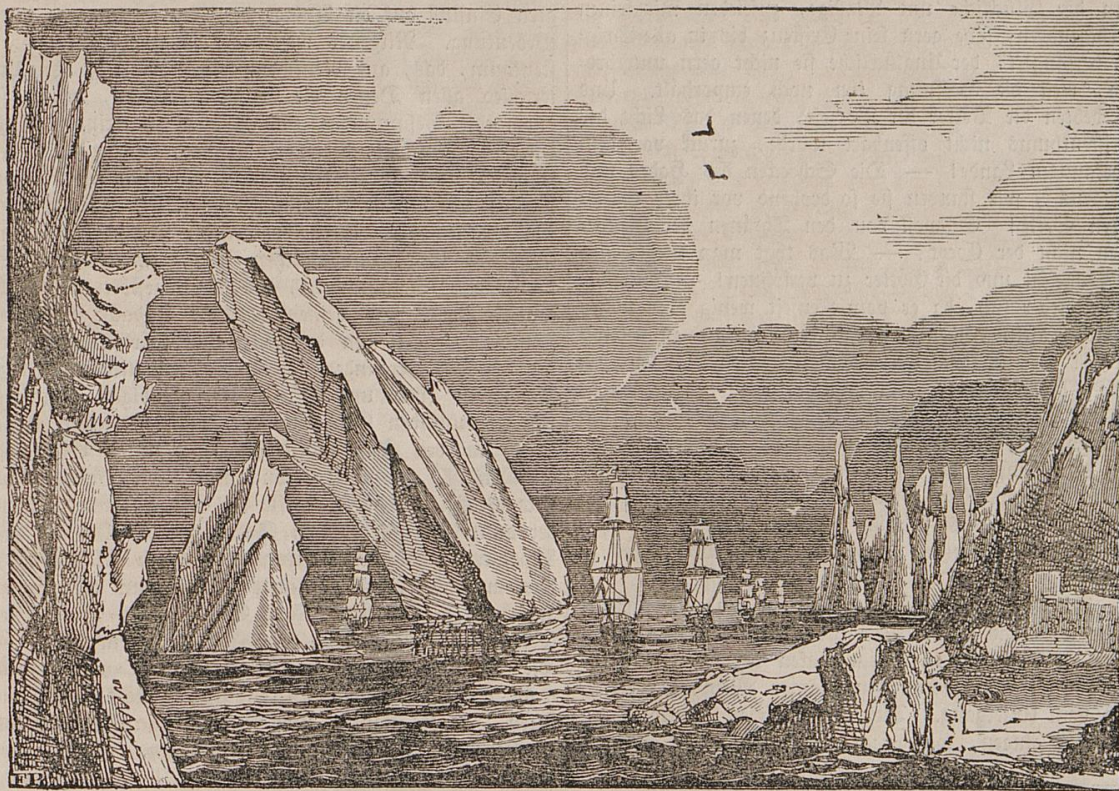
Diese lange Winternacht wurde nur zuweilen erhellt durch jene den Polen eigenthümlichen Naturerscheinungen, die Polarlichter (siehe deren Beschreibung in No. 66 dieses Blattes), bei welchen jedoch die Reisenden nie jene Töne vernahmen, welche mit dem Erscheinen derselben verbunden sein sollen. Erst am 1. Mai erschien ihnen die Sonne zum ersten Male um Mitter-

nacht, und nun nahm auch die grimmige Kälte so ab, daß Parry selbst ein Gärtchen anlegte, in welchem er Radieschen, Zwiebeln, Senf und Kresse zu bauen versuchte. Doch ging der größte Theil der Sämereien gar nicht auf.

Nachdem Parry die Melville-Insel genauer untersucht hatte, verließ er sein Winterquartier am 1. August, machte noch unterwegs Bekanntschaft mit einigen Esquimos und kam am 3. November 1820 wohlbehalten mit dem Hecla in England an; der Griper, welcher nicht gut segelte, traf erst später ein. Von der ganzen Mannschaft hatte er nur Einen durch den Tod verloren; alle Uebrigen waren, außer daß Einigen ein Paar Finger hatten abgelöst werden müssen, frisch und gesund. — Uebrigens empfing Parry 5000 Pfd., welche das Parlament Demjenigen zugesichert hatte, welcher den 110° westl. von Greenwich überschreiten würde.

Nur durch Vergleichung mehrerer Reisebeschreibungen wird es möglich, sich einigermaßen ein Bild von jenen Gegenden zu entwerfen. Vor Allem sind es die gewaltigen Eisberge, die mit ihrem Fuße auf dem Meeresgrunde fest-

stehen und mehrere hundert Fuß hoch sind. Der Hecla stieß auf einen, dessen ganze Höhe man auf 860 Fuß berechnete. Diese Eisberge, die wahrscheinlich durch den dichten Nebel, der oft in diesen Gegenden ist und als Eis sich ansetzt, vergrößert werden, bilden oft die sonderbarsten Gestalten und drohen den Schiffen die größte Gefahr. Die Wellen treiben oft das lockere Eis mit ungeheurer Gewalt an diese Eisberge hinan, und dies verursacht zuweilen einen über hundert Fuß hoch sich an den Bergen hinanthürmenden weißen Schaum, und ist mit einem Krachen verbunden, das dem Rollen eines entfernten Donners gleicht. In dem freien Wasser treiben oft die gewaltigsten Eisschollen umher und schließen die Schiffe von allen Seiten so ein, daß es nur mit der größten Anstrengung möglich ist, die Schiffe hindurchzubringen. Dies nennen die Seefahrer bohren. Wolten nämlich die Schiffer sich durch einen Eisstrom hindurcharbeiten, so wird dies nur möglich, wenn das Schiff fest genug ist, eine solche Anstrengung auszuhalten und wenn günstiger Wind weht. Ist Beides der Fall, so werden alle Segel ausgespannt und nun drängen



Das Bohren durch die Eisberge.

sie sich mit der vollen Gewalt aller geschwellten Segel hindurch.

Wir benützen diese Gelegenheit, um noch zweier Uebel zu erwähnen, gegen welche die unter hohen Breitgraden Reisenden sich sorgfältig verwahren müssen. Das Licht des Schnees ist dort so blendend, daß es die Gesichtsnerven überreizt und mit empfindlichen Schmerzen den Augen ein klares Thränenwasser auspreßt. Dagegen schützen sich die Seefahrer entweder durch Flor-schleier oder durch Florbrillen, welche die Intensität des Lichtes mildern und alle Gefahr abwenden. Das zweite Uebel besteht in dem merkwürdigen Einflusse der Kälte auf die menschliche Seele, deren Strenge sogar Stumpfsinn bewirken kann, wenn man ihr eine Zeit lang ausgesetzt ist. Ein Matrose hatte sich einst in der

Hitze der Jagdlust zu weit von dem Schiffe entfernt. Bei seiner Zurückkunft war er gänzlich des Verstandes beraubt, seine Sprache war verworren und seine Handlungen planlos. Erst mit vieler Mühe gelang es der Sorgfalt des Arztes, ihn wieder herzustellen. Dies traurige Beispiel machte seitdem die Schiffsmannschaft auf ihren Ausflügen vorsichtig.

Der Kirchhof zu Kairo.

Die ältesten Sagen der Aegypter erwähnen schon eines Urlandes der Seelen, wo sie in kindlicher Unschuld, der Gottheit nahe, in den Gefilden des Himmels ein seliges Dasein genossen. — Verlockt, wandten

indef Viele sich zur Erde, wo, eingebannt in das enge Haus des Körpers und dessen Mangel und Mängel annehmend, sie erst nach vorgänglicher Reinigung und dem Verlauf unzähliger Jahre ihren früheren Wohnsitz wieder erreichten¹⁾. Trotz der schweren Prüfung ein beneidenswerthes Loos! — Nur daß der Tod, der Abschied von der Gegenwart, allein den erwünschten Uebergang möglich machte; hier lag die Klippe, an der das menschliche Herz schon seit Jahrtausenden scheiterte und noch öfter scheitern würde, hätte die hohe Christuslehre den dornigen Pfad nicht geebnet und den Abgrund gebahnt, der zwischen dem Diesseits und Jenseits liegt! Stehen wir auch am Grabe unserer Lieben und weihen ihrem Andenken eine stille Thräne, so ergreift uns im Augenblick des Schmerzes dennoch ein Siegergefühl, dessen Erhabenheit mildernenden Balsam in die offene Wunde träufelt. Doch ist nur von den Keinen und Erwählten die Rede, nicht von der Mehrzahl, die allein durch stete Belehrung im Ringen nach Unsterblichkeit aufrecht gehalten werden muß. Wenige können den Tod mit gefasstem Muth ins Antlitz schauen, denn der Glückliche und Mäßige, zufrieden mit seinen Verhältnissen, sähe gern seine Existenz bis in alle Ewigkeit verlängert, der Unglückliche sie nicht gern unterbrochen, weil die Hoffnung ihn noch emporhält. Und wie lebten die Völker der Vorzeit, denen das Licht des Christenthums nicht offenbart wurde, zurück vor dem unbekanntem Lande! — Die Schrecken des Hades und Tartarus²⁾ wie standen sie so drohend vor ihrer geängstigten Seele! Schwoll von den Thränen der Gestorbenen nicht der Cocyt³⁾? — Was that man nicht, um das Schicksal und die Götter zu versöhnen! — Wie bemühte Jeder sich, da er vom Jenseit wenig oder nichts erwartete, sein Andenken durch Monumente zu verewigen⁴⁾! — Daher die Todtenresidenzen⁵⁾, Grabesstätte (Nekropolen), Todtenreiche⁶⁾ zu Pasargada⁶⁾ und bei Memphis, Theben, Lycopolis, Abydos⁷⁾ (in Oberägypten), die Pyramiden und Felsengräber, wohin, nach dem Beispiel des Sitis und der Isis (den Stammältern⁸⁾ ägyptischer Herrscher), sich die Könige inmitten ihres Volks feierlich bestatten ließen, um hier als solche den letzten Tag des großen Weltjahres zu erwarten.

Die Gesinnungen seiner Fürsten und Oberpriester theilte auch das Volk. Nur zur Seite der Erdengebieten hoffte der Aegypter in jenem Hasen der Frommen (so erklärten die Alten schon den Namen Memphis) Errettung vom Untergang. Aus der religiösen Denkweise der Nationen gingen, wie gesagt, nicht allein ihre Tempel,

sondern auch die geheiligten Räume hervor, in deren Bezirk sie die Gebeine ihrer Väter begruben.

Eben so besaßen die alten Hebräer bei jeder Stadt einen Gottesacker, Todtenacker (Beth haacwaroth, auch Beth hakem = Haus des ewigen Lebens)¹⁾. Noch ehe die Griechen die phrygische Sitte des Verbrennens annahmen, hatten auch sie ihre Begräbnisplätze. Die Asche der Verstorbenen wurde aber späterhin von ihnen in Urnen (Aschenkrügen) gesammelt und beigelegt. Aehnlich war es bei den Römern²⁾, die, als Beherrscher der Welt, vorzüglich zur Kaiserzeit mit ihren Grabmälern sogar die Aegypter zu überbieten suchten³⁾. Die alten Deutschen beerdigten ihre Todten in gottgeweihten Hänen. Genug, es war und ist kein Volk so roh und wild, daß es den Abgeschiedenen nicht den letzten Dienst erwies, und dabei, der eigenen Sterblichkeit sich erinnernd, die Orte verehrte, wo für Alle der Markstein des Lebens steht.

Wie der Keim, so die Frucht! Jeder Cultus als äußere Erscheinung des inneren Glaubens hatte nach Maßgabe seines Gehalts einen größern oder geringern Einfluß auf die Anlage der Grabstätten und deren Bedeutung. Nirgends war dieser so groß als im Christenthum, das, auf Menschenwerth gegründet, ohne Unterschied allen Denen die Seligkeit verhieß, welche sie durch edle Gesinnungen und Thaten zu erringen suchten. — Verachtet, bedrückt, verfolgt, durften die ersten Christen ihren Gottesdienst nicht öffentlich feiern, ihre Todten nicht nach eigenthümlicher Sitte bestatten. — Da wählten sie, deren brüderlicher Verein zur Erhaltung des Ganzen vonnöthen war, unterirdische Zufluchtsörter (Katakomben), wo sie ungestört am Grabe der Märtyrer ihre gemeinschaftliche Anbacht verrichten konnten. — In den dunkeln, nur spärlich von oben her erhellten Irzgängen solcher Todtenhallen ruheten zu Tausenden (wie um Sitis die gläubigen Aegypter) ringsher um den Grabhügel der Glaubenshelden (Märtyrer) in den Zufwänden die eingesargten Leiber der Christen⁴⁾. — Seit Konstantin dem Großen zur Staatsreligion erhoben durfte das Christenthum glänzender auftreten. Ueber dem Sarkophag der Heiligen und Märtyrer erhoben sich nun prachtwolle Basiliken⁵⁾, Kirchen und Kapellen, unter denen man die frühern Katakomben als Kirchhöfe, Schlaf- und Ruhestätten fortbestehen ließ oder zu dem Ende neue einrichtete. — Hier und da wurde ein Gottesacker (Campo santo) wohl abge sondert vom Heiligthum angelegt, aber nur selten⁶⁾. Konstantin selbst ließ sich ja schon in der Apostelkirche zu Konstantinopel beerdigen. Ihm folgten

1) Aehnlich ist der Mythos im Phädrus des Platon.

2) Bei den Griechen der Ort der Unterwelt, wo die Bösen gepeinigt wurden. Ihn umfloß der Cocyt.

3) So lag das Grabmal des Kyros in einem Paradiese (Garten) und man las darauf folgende Inschrift: „O Mensch! ich bin Kyros (des Rambyses Sohn), welcher den Persern die Herrschaft errang und über Asien König war. Mißgönne mir also das Denkmal nicht.“

4) Theben war z. B. einst die Hauptstadt Aegyptens und die Residenz der Könige, die hier beim Antritt der Regierung ihre Weihe empfangen und hier auch beigelegt wurden, wie die Könige der alten Perser, die zu Pasargada ihre Weihe erhielten, wenn sie die Regierung antraten, und auch dort nach ihrem Tode beigelegt wurden. Die Ptolemäer nahmen zu Memphis ihre Antrittsweihe und wurden zu Alexandrien begraben.

5) Zu Busiris in Oberägypten.

6) Passar-gada, d. i. Prinzenwohnung.

7) Bedeutet „gemeinsame Wohnung.“

8) Sie waren die Urmumien, nach deren Vorbilde die übrigen angefertigt wurden.

1) Zu Jerusalem lag er im Thal Kidron.

2) Wer erinnert sich nicht der römischen Columbarien und Familiengräber?

3) Die Grabmäler der Cäcilia Metella, der Plautier bei Tivoli, des Cajus Cestius, August's und seiner Nachfolger und vorzüglich Hadrian's (die jetzige Engelsburg) liefern hierzu Beispiele.

4) Sie bestehen aus länglicht viereckten Oeffnungen, die in den Fels eingehauen und mit Tafeln von Marmor oder Ziegelstein verschlossen sind. Die Leichname wurden darein nach altchristlichem Gebrauche mit dem Gesicht nach Morgen gelegt. — Die Katakomben an sich gehen oft stundenlang ins Feld und sind darum schwer und gefährlich zu untersuchen, weil die weiche Masse, in der sie gearbeitet sind, leicht nachfällt.

5) Man schuf anfangs die Kaufhallen und Tempel in Kirchen um und suchte Ueberbleibsel (Reliquien) der Märtyrer, die man unter dem Hauptaltar des neuen Gotteshauses, um dasselbe zu heiligen, begrub.

6) Z. B. zu Pisa.

die Bischöfe nach, und so wirkte das Beispiel fort, bis zuletzt auch die Reichen und Vornehmen sich dahin drängten¹⁾. Die Kaiser Theodos und Justinian verboten die Begräbnisse in den Kirchen. Leo der Weise aber erklärte sich wiederum für den alten Brauch. — Die Friedhöfe außerhalb des Gotteshauses und vor den Thoren der Stadt anzulegen ist ein Verdienst der neuern Zeit.

Der geringe Mann kann zwar Denkmale nicht bezahlen und muß, zufrieden mit den Blumen, die der Lenz über seinem Haupte wachsen läßt, der Ewigkeit entgegen schlummern. Aber bei geringer Sorgfalt zurückgebliebener Angehöriger ließe auch hier sich manches Schöne und Gute stiften. Ein Christengrab kann, dem Geist der göttlichen Lehre nach, nicht einfach genug sein, und will die Kunst es verherrlichen, so geschehe es mit Sinn und Geschmack. —

Fügllicherweise sollte ich endlich zur Beschreibung und Erklärung des Bildes kommen. Da indeß einmal von Kirchhöfen und Todtenäckern die Rede ist, so mögen auch die Boti hacwaroth (Häuser des Todes) der jetzigen Juden eine Stelle finden. — Sie sind mit wenigen Ausnahmen ein wirkliches Tohu-Bohu (Drunter und Drüber), und man kann nicht begreifen, wie ein Volk, welches seiner Vorfahren nur mit Ehrfurcht gedenkt, die Verwahrlosung so bis zum Uebermaß treiben kann.

Die Beschreibung eines türkischen Begräbnißplatzes gibt Chateaubriand (in seiner Reise von Paris nach Jerusalem, Bd. 1. S. 32), die hier folgen mag: „In der Ebene anlangend, die sich längs dem Fuß der Gebirge hinzieht und von da zum Meere erstreckt, ließen wir zu unserer Rechten ein Dorf, in dessen Mitte sich eine Art von festes Schloß erhob. Das Ganze, d. h. das Dorf und das Schloß, waren so zu sagen von einem mit Cypressen von verschiedenem Alter bewachsenen türkischen Kirchhof umgeben. Mein Führer, auf die Bäume hin deutend, nannte sie Parissos (Kyparissos) u. s. w. — Uebrigens waren diese Gräber höchst reizend. Der Oleander wuchs dort am Fuß der Cypressen, welche schwarzen Spitzsäulen gleich da standen; weiße Turteltauben und andere blaue²⁾ flatterten und gurrten in diesen Bäumen, und das Gras umnickte die kleinen, vom Turban gekrönten Denksäulen, indeß der von einem Sherif erbaute Springbrunnen Wasser für den Wanderer nach dem Wege ergoß.“

Wo die Heere des Propheten und seiner Nachfolger hinkamen und die Völker gütlich oder gewaltsam bekehrten, gestalteten sich, wie allerwärts, die Begräbnißplätze (Tourab) nach den Ansichten der neuern Lehre. Zu den schönsten dieser Art gehören die von Kairo in Aegypten. Solcher Todtenstädte, wie Tomard³⁾ sie nennt, giebt es daselbst zwei. Die erste beginnt bei dem Mausoleum des Imâm el-Chafe'y⁴⁾ und erstreckt sich wohl eine Stunde weit längs

dem Wege nach Batatyn. Die andere, im Osten von Kairo (Tourab-Kayd-Beg), steht der vorigen nicht an Herrlichkeit nach und ist wohl eben so lang. Außerdem giebt es in der Umgegend mehrere bedeutende Monumente, z. B. die zu Bâb-el-Duizyr bei dem Thore gleiches Namens, von El-Ghorab und Bâb-el-Hazr im Osten, so wie die von Kazed vor dem Thore gleiches Namens in Westen. Auch im Innern der Stadt befinden sich viele Gottesäcker, z. B. Tourab-Gama-el-Ahmur, Tourab-el-Mouey'y, Tourab-el-Ezbe-Kyc'h und andere.

Alle, ja auch nur einen dieser Gottesäcker genau zu beschreiben, würde zu weit führen, nur ihr allgemeiner Charakter soll angegeben werden, wozu die beigelegte Abbildung das anschaulichste Muster giebt¹⁾. Die maurische arabische Baukunst zeigt sich hier in vollem Glanz. Bildwerke, Malereien, Vergoldungen giebt es an diesen Denkmälern in Menge. Die prachtvollsten derselben ruhen auf Säulen, die, durch Bogen untereinander verbunden, über sich eine oder mehrere Kuppeln tragen, deren innere Kassetten mit Reliefs (Hochbildern) verziert sind. Die Pracht der Ueberbaue unterscheidet bloß die Gräber der Heiligen und Vornehmen von denen der Geringern. Diese sind gewöhnlich mit breiten abgerundeten Steinen, nach Art einer Truhe oder Lade, mit rundem Deckel, der oftmals abgetrepppt, im obersten Felde das Maß des darunter liegenden Todten abgiebt. Zu beiden Enden derselben erheben sich lothrecht zwei schlanke nach unten zu abfallende Steine, von welchem der am Kopfsende mit einem solchen in Stein gehauenen Turban gekrönt ist als der Erblichene bei Lebzeiten trug, und wodurch auch für Die, welche nicht lesen können, seine Stellung auf Erden ins Auge fällt; denn in diesem Lande hat jedes Geschäft, Amt oder Handwerk seinen eigenthümlichen Kopfsuß. Die innern Flächen jener Steine sind gewöhnlich mit erhabenen gearbeiteten Inschriften bedeckt und oftmals gefärbt und vergoldet. An den Gräbern der Seyds und anderer Heiligen und Frommen sind die Inschriften gewöhnlich schwarz auf grünem Grund (denn grün ist die heilige Farbe des Propheten), weiß aber mit goldenen Lettern an den Denksteinen derer, welche in der Blüthe und Unschuld der Jahre dahinwelkten. — Die Denkprüche oder Endreime der Inschriften und die Kanten und äußern Seiten der Steine sind gewöhnlich vergoldet und mit leuchtenden Farben bemalt. Die Bildhauerarbeiten übertreffen an den obgenannten Grabmälern fast immer die Malerei, welche auf niederer Stufe sich bloß mit dem Nachbilden von Blumen, Tannenzapfen, Weingehängen, Trauben und Werkzeugen beschäftigt, deren sich der Verstorbene während seines Daseins bediente. Das ehemals nicht seltene Geschick, auf Befehl des Sultans enthauptet zu sein, deuten die Türken dadurch an, daß der Todte entweder gemalt oder in Stein gehauen seinen Kopf unter dem Arme trägt. Selbst nach dem Tode heben die Türken geflissentlich alle äußern Unterschiede zwischen sich und Andern heraus. So haben nur sie die Erlaubniß, Cypressen auf ihren Gottesäckern zu pflanzen, wogegen Christen sich anderer Bäume bedienen müssen, die den Juden überhaupt untersagt sind. — Auch dürfen Christen sich keiner lothrechten, sondern nur horizontalen, länglich viereckter auf gemauertem Unterbau ruhender Grabsteine bedienen, welche letzteren die Juden hart an den Boden hinlegen müssen. —

Noch Manches ließe sich über die Mausoleen großer Familien sagen, aber es mag hierbei sein Bewenden haben, und möchten Alle das Gesagte beherzigen und die Verkehrt-

1) Wie es immer ist! Trotz aller Lehren des Christenthums will den Glücklichen die Demuth nicht in den Kopf, und die Eitelkeit verläßt sie selbst im Grabe nicht.

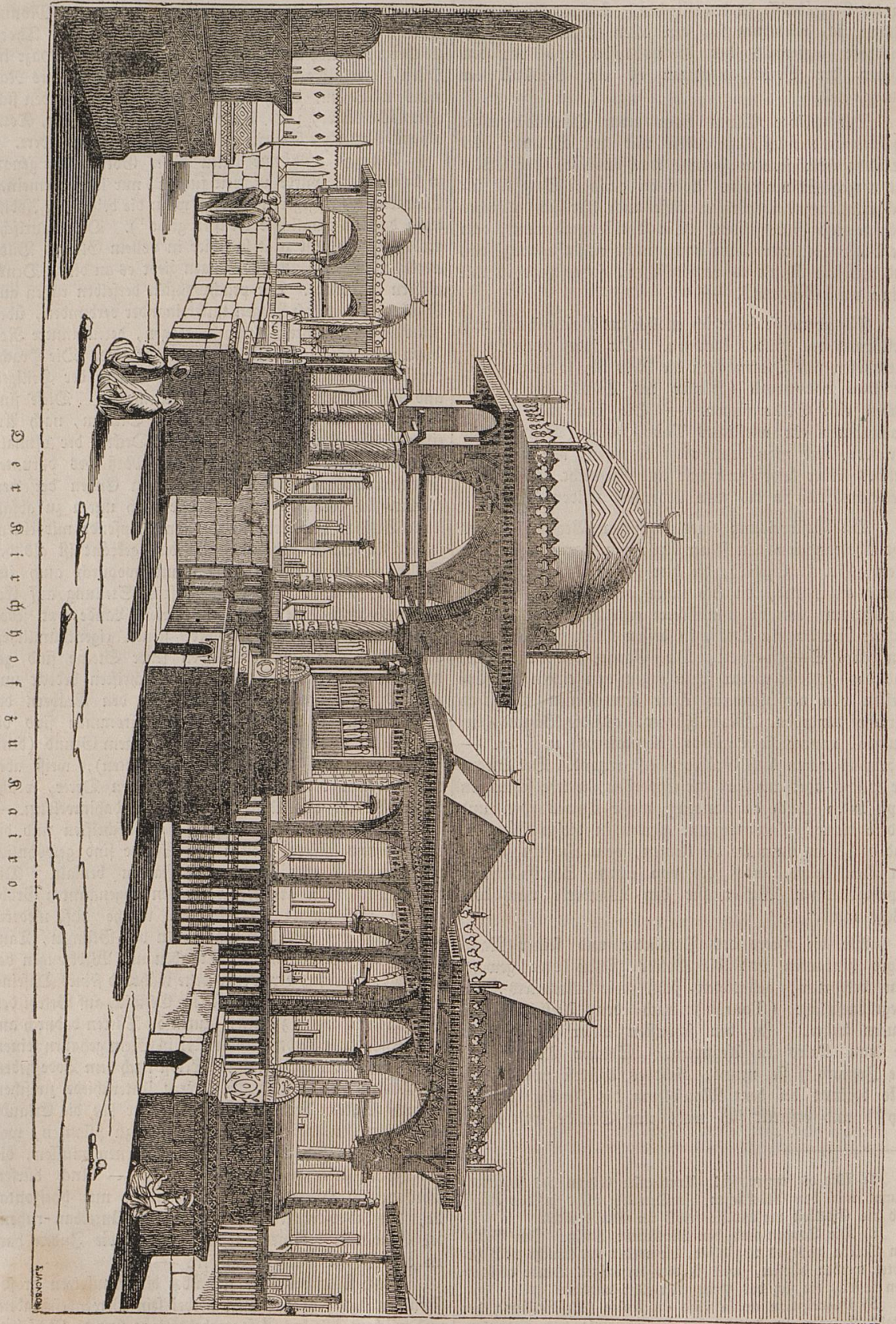
2) Die Tauben sind den Moslemin heilig. Im Gebiet von Mekka giebt es unzählige, die weder verschucht noch getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sich des Propheten Ohr näherte.

3) Description de la ville du Kaire (Beschreibung der Stadt Kairo); in der großen Beschreibung von Aegypten, Th. 18. S. 113 fg.

4) Das Grab des Imâm ist erbauet von Melek-el-Kamyl, der hier den zwischen Altkairo und dem Castell gelegenen Reich Birket-el-Hubesch herleitete.

1) Das Original dieses Holzschnitts steht Table 66. der Descript. de l'Egypte.

heiten abschaffen, welche gerade an den Orten am wi- | entkleidet von allem Tand, nur die Ewigkeit im Herzen
berlichsten und armeligsten erscheinen, wo der Mensch, | und in der Seele tragen sollte. —



Verantwortliche Herausgeber: Friedrich Brockhaus in Leipzig und Dr. C. Dräxler-Manfred in Wien.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.